

Kiel, Mai 2019

Urlaub auf Lesbos

Als ich vor einiger Zeit mit unserer Mitarbeiterin Janina Maske über ihren bevorstehenden, wohlverdienten Urlaub sprach und sie fragte, wo genau denn ihr Urlaub in Griechenland stattfinden würde, antwortete sie: „Ob es wirklich Urlaub im eigentlichen Sinne wird bezweifle ich, ich fahre in das Flüchtlingscamp nach Lesbos, um dort zu arbeiten.“

Tief beeindruckt von dieser Bereitschaft den eigenen Urlaub zu opfern, Verantwortung zu übernehmen und zu helfen, konnte sich Janina Maske der Unterstützung durch die Stadtmission in jeglicher Hinsicht sicher sein.

Kein bisschen braun, sondern eher noch blasser als vorher, sehr ruhig und sehr nachdenklich kam Janina Maske aus dem „Urlaub“ zurück. Zunächst nur zu ihrer eigenen Entlastung, schlug ich vor, einfach alle Eindrücke einfach mal „herauszuschreiben“. Dann bat ich sie jedoch, es vielleicht auch für uns alle lesbar zu machen: Hier ist ihr Bericht.

Karin Helmer, Geschäftsführerin stadt.mission.mensch

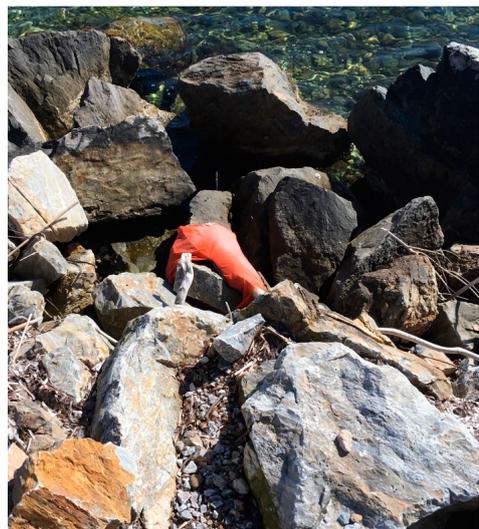
Eine Reise

„Du hast Urlaub? Und, willst du verreisen?“ Diese Frage hörte ich vor meinem Urlaub häufig und ich entschied mich aus unterschiedlichen Gründen für eine einfache Antwort: „Ja, ich fahre auf eine griechische Insel“.

Das entsprach der Realität, doch waren die Assoziationen mit Strand, blauem Mittelmeer und Olivenbäumen nur die halbe Wahrheit. Tatsächlich würde ich wenig Zeit für die Schönheit der griechischen Landschaft haben, denn ich würde eine Woche in der von vielen Flüchtlingen und den Medien betitelte „Hölle“, oder „schlimmsten Flüchtlingscamp Europas“ arbeiten – sieben Tage am Stück, jeweils acht Stunden in unterschiedlichen Schichten. Vielleicht etwas naiv, so seinen Urlaub zu verbringen, aber manchmal habe ich den Wunsch, raus zu kommen, etwas Neues zu erfahren und zu lernen.

Und so flog ich eine Woche vor Ostern auf die griechische Insel Lesbos, um mit 13 anderen Personen die Helferinnen und Helfer von EuroRelief zu unterstützen.

Eine Schwimmweste, etwa 300m von unserer Unterkunft entfernt



Schutz suchend

Zurzeit gibt es weltweit ca. 68,5 Millionen Menschen, die den Status „Flüchtling“ tragen oder, wie das englische Wort „refugee“ ausdrückt, „Zuflucht suchen“. Von diesen sind ca. 40 Millionen innerhalb ihrer Heimatländer Vertriebene, der Rest sucht u. a. in Europa Schutz. Die meisten Flüchtlinge (55% weltweit) kommen aus drei Ländern: Syrien, Afghanistan und dem Süd-Sudan. Mehr als 53% sind unter 18 Jahren alt.

Die Einwohnerzahl der griechischen Insel Lesbos beträgt ca. 86.000 Einwohner. Zusätzlich ist Lesbos momentan das „Zuhause“ für ca. 10.000 Schutzsuchende. Hier haben seit 2015 mehr als 500.000 Flüchtlinge das erste Mal europäischen Boden betreten!

Im Flüchtlingscamp Moria lebten Ende 2018 über 9.000 Menschen. Das Camp ist ein Militärgelände, was innerhalb einer Fläche von 200 x 200m eigentlich nur Platz für maximal 3000 Menschen und Sanitäreanlagen für 800 bietet.

Als ich dort ankam war die Lage etwas entspannter. Vor dem Winter wurden viele Menschen aufs Festland gebracht, sodass in dem Lager „nur“ 6.000 Flüchtlinge untergebracht waren. Das heißt, es leben immer noch doppelt so viele Menschen im Camp, wie ursprünglich geplant und viele Lösungen sind menschenunwürdig. Durch das Türkeiabkommen von 2016 stecken die Menschen in Moria für Monate und Jahre fest, anstatt wie eigentlich vorgesehen nach zwei bis drei Tagen oder bis maximal einer Woche weiter zu dürfen. Neben der Regierung arbeiten viele NGOs vor Ort, um die Not der Menschen zu lindern.

Nun bin ich also hier und höre zu, wie vor unserer ersten Schicht eine Mitarbeiterin aus Deutschland uns von der psychischen Verfassung vieler Flüchtlinge erzählt:

- Das erste Trauma bringt sie dazu ihre Heimat zu verlassen.
- Das zweite Trauma erleben sie während der Flucht und besonders auf den letzten Metern, bevor sie mit dem Boot an der europäischen Küste ankommen. Die meisten verlieren (z.B. aufgrund von nicht seetauglichen Booten oder hohem Wellengang) auf diesem letzten Teil ihr komplettes Hab und Gut, und es geht nur noch darum sein Leben zu retten.
- Das dritte Trauma wartet auf sie im Camp Moria. Vergewaltigungen, Menschenhandel und Prostitution sind Alltag. Mehr als 50% der minderjährigen Jungen ritzen sich. Alkohol und Drogen finden ihren Weg ins Camp und tun ihr Übriges. Es herrscht Gewalt und Angst, besonders betroffen sind Frauen und Mädchen. Es gibt psychologische Betreuung, aber in der langen Warteliste, in die die Betroffenen sich eintragen müssen, standen mehr als 500 Namen.

Frühstück im Camp



Und doch hörten wir immer wieder: „Hier ist es besser als Zuhause“. Und da sind sich alle einig – egal, ob dieses Zuhause Afghanistan, Sudan, Eritrea oder ein anderes Land war. Trotz der erbärmlichen Lebensbedingungen, empfinden die Menschen das Lager tatsächlich als etwas Besseres als das Zuhause, aus dem sie geflohen sind.

Unsere Aufgaben

Die Tage waren aufgeteilt in drei Tagesschichten und eine Nachtschicht – die Nachtschicht durften aus Sicherheitsgründen nur Männer übernehmen. Wir unterstützten EuroRelief, deren Arbeit, kurz gesagt, die Versorgung der Neuankömmlinge, die Unterbringung, teilweise die Essensausgabe und die Sicherung bestimmter Bereiche abdeckt und auch allgemeiner Ansprechpartner für alle Bewohner ist.

Unser Team hat innerhalb der sieben Tage u.a. diverse Wohncontainer von außen von radikalen Aussagen gereinigt, verschimmelte Zelte gegen neue getauscht, Decken als Trennwände aufgehängt, Tickets für Arztbesuche verteilt, Material im Lagerhaus sortiert und gezählt, Erhebungen durchgeführt und vieles mehr. Es kamen vier neue Boote mit Flüchtlingen an, die wir mit ihrer ersten Mahlzeit, trockener Kleidung und Decken versorgen konnten.

Von Stacheldraht umzäunt – aber dekoriert! Ein Zeichen von Hoffnung und Leben.



Mitten ins Herz

Wann immer wir konnten, haben wir versucht Würde zu geben: Wir haben die wertschätzenden Tee- und Essen-einladungen der Bewohner angenommen, ihre Geschichten angehört und mit ihnen gemeinsam Arbeiten erledigt. Oft kamen die Menschen dazu und halfen. Sie waren dankbar für unsere Unterstützung und dass sie und ihre Situation wahrgenommen wurden.

Und doch bleiben die Momente, die einen ins Herz treffen: Ein afghanischer Vater von vier Kindern in dem ihnen zugewiesenen Sechs-Quadratmeter-Raum innerhalb eines Containers. Während wir zusammensaßen schweifte sein leerer Blick immer wieder in die Ferne, und er entschuldigte sich für die Enge, während seine Frau uns mit heißer Milch bewirtete. Oder die Ghanaerin, die versuchte zu lächeln, auch wenn das Lächeln ihre Augen nicht erreichte, als ich ihr Land für das gute Essen lobte und ihr erzählte, wie sehr ich die Zeit während meines Freiwilligendienstes vor acht Jahren dort genossen hatte. Oder der Vater von zwei Kindern, dessen Frau in der Türkei auf der Flucht spurlos verschwand und der nun hier mit seinem täglichem Frühsport versucht, ein bisschen Normalität zu leben. Aber vor allem die vielen Mütter, die ihre kleinen Babys im Arm hielten. Babys, die oft die lebendigen Konsequenzen von Vergewaltigungen während der Flucht oder im Camp sind. So viel Leid, eingepfercht in wenige Quadratmeter.

Leben im Camp



In einem Wohncontainer leben ca. 17 Menschen. Jeder mit Decken abgeteilte Bereich wird von mindestens zwei Menschen bewohnt.

Zurück

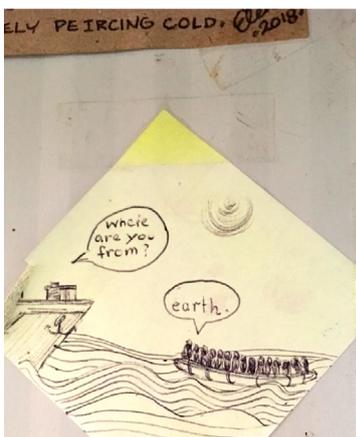
Die ersten Tage nach meiner Rückkehr lief ich herum wie eine Schlafwandlerin. Es fiel mir schwer, die vor der Reise so selbstverständlich gelebte Freiheit, die Sicherheit, den materiellen Reichtum und den Überfluss zu akzeptieren und anzunehmen. Vieles erschien mir plötzlich unwichtig und irrelevant.

Auch mehr als einen Monat später empfinde ich immer noch ein tiefes Unverständnis über politische Herangehensweisen und Entscheidungen zu diesem Thema. 2012 wurde die EU mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Nun erleben Schutzsuchende hier in diesem Europa Ablehnung und lebensunwürdige Zustände in Lagern, erleiden Traumata oder ertrinken im Mittelmeer.

Bürgerinnen und Bürger der EU, die Flüchtlinge aus Seenot retten, finden keine Häfen, in die sie einlaufen dürfen, und anstatt ihnen zu danken, drohen ihnen bis zu 20 Jahre Haft wegen Beihilfe zur illegalen Migration.

Mir hat die Reise geholfen zu verstehen, wie Leben auch aussehen kann. Und dass ich mir vielleicht irgendwann die Frage von meinen Enkeln anhören werden lassen muss, die ich zu Hause meinen Großeltern in Bezug auf den Nationalsozialismus und die Verfolgung und Ermordung der Juden gestellt habe: Wie konntet ihr das zulassen?

Eine Zeichnung im Büro von EuroRelief



Janina Maske,
Mitarbeiterin der stadt.mission.mensch